

In den letzten Tagen nicht allein

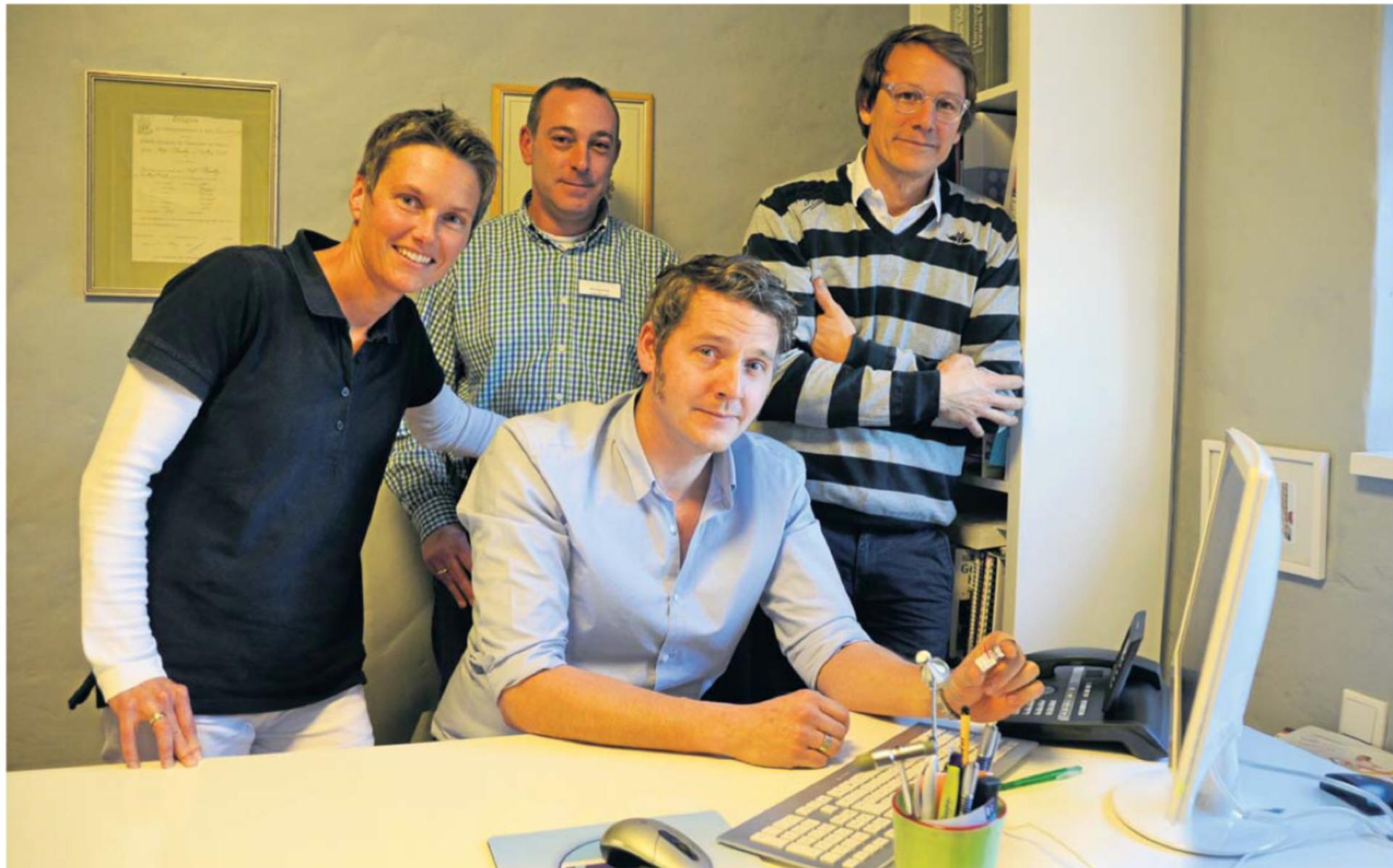
Heikendorfer Ärzte begleiten als Palliativmediziner sterbende Menschen und ihre Angehörigen

VON ANDREA SELIGER

HEIKENDORF. „Man darf Angst vor dem Tod haben, aber man muss keine Angst vor Schmerzen haben“, sagt Dr. Johannes Schaudig. Er und seine beiden Praxiskollegen kümmern sich im Alltag um „ganz normale“ Krankheiten – gemeinsam mit dem SAPV-Team Kiel (SAPV: Spezialisierte ambulante palliative Versorgung) und dem Pflegedienst Laboe betreuen sie aber auch Patienten in der letzten Lebensphase.

Diese sind in der Regel Schwerkranke, die aus der Klinik entlassen werden, weil es keine Heilungschancen mehr für sie gibt. Philipp Hub vom SAPV-Team Kiel führt noch im Krankenhaus das erste Gespräch, gemeinsam mit Sozialdienst und Stationsarzt. Wohn- und Familiensituation müssen erfragt werden. „Dabei geht es auch viel um Zwischenmenschliches“, meint Hub, „oft liegt auf dem gesunden Ehepartner die ganze Last.“ Anschließend nimmt er Kontakt mit einem der kooperierenden Ärzte auf. Der besucht den Patienten meist noch am Tag der Heimkehr, spätestens am Tag darauf.

„Die Begleitung Sterbender ist eine uralte hausärztliche Aufgabe“, meint Schaudigs Praxis-Partner Dr. Christian Hartmann, der sich deshalb ebenso wie seine Kollegen zur



Sie setzen sich dafür ein, dass todkranke Patienten die letzte Lebensphase zu Hause verbringen können (von links): Dr. Anja Lindenberg, Philipp Hub, Leiter des SAPV-Pflegedienstes, Dr. Johannes Schaudig und Dr. Christian Hartmann

FOTO: ANDREA SELIGER

Krankenkasse zahlt Versorgung

Die gesetzliche Grundlage für die spezialisierte ambulante palliative Versorgung (SAPV) wurde 2007 geschaffen: Damit sollte Menschen, die unter einer unheilbaren Erkrankung leiden und nur noch eine begrenzte Lebenserwartung haben, die Möglichkeit zu einer leidensmindernden (palliativen) Behandlung in familiärer Umgebung ge-

schaffen werden. Die gesetzlichen Krankenkassen bezahlen diese Leistung, bei privaten Versicherungen ist dies noch nicht selbstverständlich. Im SAPV-Team Kiel arbeiten Angehörige unterschiedlicher Berufsgruppen wie Ärzte, Pflegekräfte, Psycho- und Physiotherapeuten, aber auch das Hospiz und Ehrenamtliche zusammen. *sel*

feruf jederzeit gehört wird. „Nicht erreichbar – das geht nicht“, sagt Hartmann. In steter Abstimmung sind die Ärzte dabei mit dem SAPV-Team: Passt die Medikation noch? Welche Veränderungen sind aufgetreten? Die speziell ausgebildeten Pflegekräfte sind auf die besonderen Bedürfnisse vorbereitet – von der teilweise sehr aufwendigen Wundversorgung und dem Auswechseln von Kathetern bis zur Verabreichung von Medikamenten durch einen Port. Um die Patienten im ländlichen Raum besser versorgen zu können, kooperiert das SAPV-Team Kiel mit dem Pflegedienst Laboe, der fünf solche Fachkräfte hat. Die Ärzte sehen bei ihren Patienten re-

gelmäßig auch persönlich vorbei – von dreimal wöchentlich bis dreimal täglich, wie es eben erforderlich ist.

An Medikamenten kommen vor allem Opiate zum Einsatz, denn die stillen nicht nur den Schmerz, sondern ermöglichen auch leichteres Atmen. Sie können in verschiedenen Formen verabreicht werden, auch solchen Patienten, die aufgrund ihrer Krankheit keine Tabletten mehr schlucken können – zum Beispiel als Infusion mit einem Pumpensystem. „Es gibt inzwischen viele gute Studien darüber, was hilft und was nicht“, erklärt Hartmann.

Aber natürlich geht es in dieser letzten Phase nicht nur um Medizin, sondern auch darum, inwieweit sich der Patient mit

seinem Schicksal auseinandergesetzt und abgefunden hat: „Man muss sie da abholen, wo sie sind“, so Hartmann. Die Mediziner seien aber auch explizit für die Angehörigen da.

Manchmal sterben Menschen schon wenige Tage, nachdem die SAPV-Versorgung für sie angelaufen ist. Bei anderen dauert es ein paar Wochen. Hartmann und Schaudig haben einen Durchschnitt von 20,3 Tagen errechnet. Routine gibt es nicht: „Die Arbeit mit Sterbenden ist immer schwierig. Aber es ist ein Riesenunterschied, ob jemand 86 ist und ein Leben gehabt hat, oder eine 34-Jährige mit drei Kindern“, meint Hartmann.